

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 197.

Samstag, den 22. August 1908.

23. Jahrgang.

Der Gardestern.

Humoristischer Roman von Freiherrn von Schlicht.

(Fortsetzung.)

Und bei diesem Gedanken erfüllte ihn frohe Zuvversicht, und die hohe weiße Stirn, die bis dahin in tiefen Falten gelegen hatte, glättete sich mehr und mehr. Ja, ja, zu den Konzerten ging Herr von Stern nicht wieder, dafür wollte er schon sorgen. Aber mit einem Male kamen ihm Zweifel, ob es recht sei, in der Art und Weise seine Macht auszuüben, und eigentlich schämte er sich, daß er zu diesen Mitteln griff, um seinen Rivalen kaltzustellen; denn ein Rivale war der Stern, darüber täuschte er sich nicht, er hatte die beiden heute zu scharf beobachtet, und die Eifersucht hatte ihn gepackt. Er war eifersüchtig auf seinen Leutnant, der Vorgesetzte eifersüchtig auf seinen Untergebenen. Das war ja eigentlich mehr als lächerlich. Fürchtete er wirklich dessen Konkurrenz? Nein, er war sich seiner selbst bewußt, er brauchte niemand zu fürchten, niemand, aber Instruktionsstunde wollte er dem Gardestern doch lieber für den nächsten Konzerttag ansetzen. Das war doch immerhin besser. Es mußte doch auch für Fräulein Pančita unangenehm sein, mit ihnen beiden zusammen zu sein. Ja, ja, auch schon ihrewegen mußte Stern dienstlich beschäftigt werden.

Und nachdem er so seine letzten Bedenken verschauelt hatte, schwand auch die letzte Falte von seiner Stirn dahin, und mit seiner Stentorstimme rief er nach seinem Burschen.

Der sah, als der Ruf nach ihm ertönte, in seiner Stube und las den Brief noch einmal durch, den er an seine Geliebte geschrieben hatte: „Mein lieber Schatz! Ich weiß nicht, was das heute mit meinem Ollen ist, so kenne selbst ich ihn nicht, er muß entweder gar nicht oder bannig verliebt sein. Sei Du man morgen abend pünktlich, denn wenn mein Hauptmann morgen abend um neun aus dem Kasino, wo sie eine Besprechung haben, nach Hause kommt, muß ich wieder zu Haus sein. Und bring mir ja die Wurst mit, meine ist schon seit drei Tagen ganz alle, und wenn Du einen Topf mit Honig klemmen könntest, dann würde ich Dir sehr lieben, denn Honig ist ja gewissermaßen mein, National- und Magengericht. Zigarren habe ich auch nicht mehr, und da mein Hauptmann gar nicht raucht, ist das doppelt traurig, aber von den ganz guten mit der Bauchbinde brauchst Du mir keine mitzubringen, die andern tun es auch, und an fünfundzwanzig habe ich erst mal genug, Du kannst ja aus zwei Kisten nehmen, da fällt das nicht so auf. Ich muß mir mal wieder mit dem Tabak trösten, mein Hauptmann ist ja ein guter Mann, aber seitdem er verliebt ist, ist nicht viel mit ihm los. Dich grüßt und küßt Dein Friedrich.“

„Friedrich!“ ertönte in diesem Augenblick zum zweitenmal der Ruf, und schnell sprang er nun auf. Er schob den Brief in die Tischschublade, riegelte die Tür auf und trat darauf bei seinem Hauptmann in das Zimmer.

„Friedrich“, sagte der Hauptmann, „gib mir meine Sachen her, den Hausanzug, ich will mich umkleiden, und wenn ich vorhin heftig mit Dir war, so war das nicht böse gemeint; komm, gib mir die Hand.“

(Nachdruck verboten.)

Friedrich war über das Benehmen seines Herrn ganz gerührt, und als er wieder in seinem Zimmer saß, holte er den Brief hervor und schrieb als Nachsatz: „Denk Dir man bloß, er hat eben um Pardon gebeten und ich habe ihm auch Pardon gegeben — man merkt es doch, daß er ein gutes Herz hat, er ist gar nicht so, wie er ist.“ Dann wollte er die Feder zur Seite legen, aber im letzten Augenblick tauchte er sie noch einmal ein und schrieb: „Vergiß man bloß den Honig nicht, mein Hauptmann mag ihn auch so gerne, und ich sag', ich hätte ihn von zu Haus. So kann ich mir gleich für das Pardon revanchieren, dann sind wir quitt.“

Und nachdem er die Adresse geschrieben hatte, verließ er das Zimmer und eilte über die Straße, um den Brief in den Kasten zu werfen.

Achtes Kapitel.

Hauptmann von Schuden exerzierte mit seiner Kompagnie auf dem großen Exerzierplatz, auf dem sich auch verschiedene andere Kompagnien eingefunden hatten. Eine jede exerzierte für sich, aber über alle wachte der Herr Oberst, der auf dem Platz spazieren ritt, dem Dienst sehr genau zusah und hin und wieder, wenn ihm etwas nicht gefiel, zu der einen oder anderen Kompagnie hinritt, um gleich zur Sprache zu bringen, was ihm aufgefallen war. Und ihm fiel heute sehr viel auf — bald mußte sein Gaul im Galopp zu der einen, bald zu der anderen Kompagnie rasen, und auf dem rasenden Pferd raste der Herr Oberst. Der befand sich heute in einer miserablen Stimmung. Schon als er den Kompagnien auf dem Marsch zum Platz begegnete, hatte er viel an ihnen anzusetzen gehabt, bei der einen war die Gewehrhaltung miserabel, bei der anderen war nicht die Spur vom Vordermann, bei der dritten war keine Seitenrichtung, und auf dem Platz, wo das Exerzieren begann, war erst recht alles falsch.

„Was der Oberst heute wohl nur haben mag?“ dachten die Offiziere. So kannten sie ihn gar nicht. Selbst die erste Kompagnie, die sonst immer die strammste war, bekam heute nichts als Tadel zu hören: „Schlapp, schlapp, ganz miserabel schlapp!“ rief der Oberst ein paarmal, als die Leute an ihm vorbei marschierten. „Herr Hauptmann von Böhme, bringen Sie mir Zug in die Kolonne, Zug, Schneid, Murr. Ihre Leute bummeln, Ihre Unteroffiziere bummeln, und Ihre Leutnants bummeln auch. Herr Leutnant von Stern, höher die Weine, das ist kein Parademarsch, was Sie da machen, das ist ein Totenmarsch, und so weit sind wir noch nicht.“

Hauptmann von Böhme steckte den Tadel ruhig ein, er gab ihn nicht wie sonst mit Zins und Zinseszins weiter, er war gerecht genug, einzusehen, daß seine Leute ihre Sache ebenfogut gemacht hatten wie sonst, aber um wenigstens so zu tun, als ob der Vorwurf gerechtfertigt gewesen sei, um auch nur den Schein zu vermeiden, als habe der Oberst lediglich seiner schlechten Laune freien Lauf gelassen und nicht seiner festen Ueberzeugung Ausdruck gegeben, rief er in die Kompagnie hinein: „Ich verbitte mir jede Bummelfei — höher die Weine!“

wurde die Frage in günstigem Sinne in Wechum, Metzdorf, Stettin, Börde und Emers beraten. Auch Kassel hat in seiner Stadtverordnetenversammlung den Beschluß gefaßt, den Magistrat zu ersuchen, in einem gemischten Ausschuß unter Hinzuziehung von Frauen über die zweckmäßigste Einrichtung eines Schwangerenheimes zu beraten. In Plauen wurde gleichfalls die verbesserte Fürsorge für uneheliche Schwangere in Aussicht gestellt. In all' den genannten Städten haben vereinzelt Stadtverordnete (vielsach waren es Aerzte) sich zu Befürwortern des Gesuches gemacht, auf die noch herrschenden schweren Mißstände hingewiesen und die Nothwendigkeit ausreichender Fürsorge betont.

Das Ewig-Weibliche.

= **Politik als — Ehescheidungsgrund.** Von allen Staaten des Sternenbanners hat sich Kansas unter den zweifelhaften Verdiensten das zweifelhafteste erworben. Man hat dort nämlich die Zahl der Scheidungsgründe um einen vermehrt, der als eine Folge des Frauenstimmrechts zu betrachten ist. Die Richter von Kansas haben bereits eine Reihe von Ehescheidungen vorgenommen — „wegen Unverträglichkeit der beiden Gatten in politischen Dingen!“ Mehr Entgegenkommen kann man doch nicht verlangen. Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß in St. Louis (Missouri) vor kurzem nicht weniger als 60 Ehepaare in einem Tage geschieden wurden. Die Lösung der Ehe unter diesen Deutsch-Amerikanern erfolgte größtentheils wegen Verlassens des gemeinsamen Haushaltes seitens des einen Theiles, während unter den Irländern Unverträglichkeit der Grund zur Einreichung der Ehescheidungsklagen gewesen war.

= **Parfümierte Taschentücher** sollen auf König Heinrich III. von Frankreich zurückgeführt werden, der sie in die Mode brachte. Aus diesen parfümierten „mouchoirs“ entstanden die sogenannten „Venusstücher“, die mit anderen französischen Gewohnheiten auch nach Deutschland kamen und hier rasch beliebt wurden. Diese „mouchoir de Venus“ waren jedoch nicht allein ein Gegenstand des Luxus, sondern galten auch als Schönheitsmittel. Mit allerhand duftenden Wassern durchtränkt, wurden sie von den Damen nachts über das Gesicht gelegt. In der „Weiberzierung“, einem 1575 erschienenen Werkchen, findet sich das Rezept zu diesem Schönheitswasser, das dazu diente, „Schnauztlein darin zu beizen oder zu tunken, die das Angesicht schön weiß und wohlgefärbt machen, so man es damit abwischt oder abstreicht. Und je öfter man das Gesicht damit abreibt, um so schöner es werden mag.“ Zur Vereitung des Schönheitswassers benutzte man Alaun, Malvasie, Gummi, Quecksilbersublimat, Eiweiß, Zerpentin, Essig, Myrrhen, Kampfer, Zitronen, fünfzig Schneden, eine gerupfte Henne u. s. w. In dies aus diesem sonderbaren Gemisch hergestellte Extrakt tauchte man dann die Taschentücher. „Und so das solches zum siebenten Male getan hast, seyndt sie richtig zubereitet und vortreflich und köstlich für Königinnen und antere Weyber.“

Unsere Lieblinge.

= **Strassenaufsicht über spielende Kinder.** Man schreibt uns aus St. Petersburg: Vor ungefähr zwei Jahren entstand in einem Petersburger Damentreife der Gedanke, eine Gesellschaft zur Beaufsichtigung der in den Straßen und Anlagen der Residenz spielenden und spazierenden Kinder zu gründen. Jede Dame, die ein Abzeichen der Gesellschaft besaß, sollte befugt sein, Dienstboten anzuhalten, die die ihnen anvertrauten Kinder schlecht behandelten. Diese Gesellschaft kam leider nicht zustande. Nunmehr wird aber der ihr zu Grunde liegende Gedanke in einem der gelesesten Residenzblätter wieder angelegt. In Petersburg ist das spurlose Verschwinden von Kindern in letzter Zeit nachgerade zu einer Kalamität geworden. Es verschwinden nicht nur sogenannte „Strassenkinder“, die von niemandem beaufsichtigt werden, sondern auch Kinder, die mit ihren Wärterinnen, Nonnen und zersireuten oder sorglosen Müttern spazieren gehen. Es ist daher durchaus wünschenswert, daß die Idee einer Strassenaufsicht über spielende Kinder verwirklicht werde.

= **Kinder und Blumen.** Zur Förderung des Blumenkults in der Schule macht Malea Byne einen reizvollen Vorschlag in der Zeitschrift „Die Mutter“. Sie wünschte mit Recht, daß die Schulen weit mehr als bisher in allen Fenstern, Schulzimmern und Gängen mit grünen Pflanzen und blütenreichen Gewächsen geschmückt würden, deren Pflege den Kindern obliegen soll. Dies ließe sich ohne große Unkosten erreichen, wenn

jedes Kind beim Eintritt in die Schule ein Städchen mitbringen müßte, dessen tägliche Pflege ihm aufiele; die Schüler würden dauernd beim Aufsteigen ihren Blumentopf in die neue Klasse mitnehmen und sollten beim Austritt die oft inzwischen recht stattlich herangewachsene Pflanze wieder als eigen erhalten. Die Verfasserin meint, daß von solchem Zusammenhang mit der Natur auch ein starker seelischer Einfluß ausgehen würde. Das Schulgebäude selbst, würde seinen einförmigen langweiligen Charakter verlieren, eine Heimat der Jugend werden und die Blumen, von denen sie dort stets umgeben wären, blieben wie Lichtmomente haften im weiteren, mühseligen, dornenvollen Leben.

Was der Tisch bringt.

= **Kürbis in Essig.** Zu den in manchen deutschen Gegenden noch recht verkannten Früchten als Speise gehört auch der Kürbis. Man schneidet ihn, um ihn in Essig als pikante Beispeise einzumachen, durch, schält ihn bis an das zarte Fleisch ab, schält das Kernhaus mit einem Löffel vollständig heraus, schneidet die rauhe Schale glatt, teilt das Fleisch in zwei Zoll lange, fingerdicke Stücke und spült diese ab. Auf 10 Pfund nehme man $\frac{1}{4}$ Pfund Salz, $1\frac{1}{2}$ Pfund kleine Zwiebeln, 5 Handvoll Dill, 2 Handvoll Meerrettigscheiben, Gewürznelken, Pfefferkörner und so viel Vierssig als nötig ist, das Ganze zu bedecken. Man stellt den Kürbis mit dem Salz durchstreut über Nacht hin, läßt den Essig mit den Zwiebeln zum Kochen kommen, nimmt ihn vom Feuer, rührt den abgespülten Kürbis durch, legt ihn erkaltet schichtweise mit den Gewürzen auf eine Lage Weinblätter in Steintöpfe, gießt den Essig darauf und bindet die Töpfe zu. Nach 8 Tagen wird der Kürbis aufgeköcht und ausgeschäumt, kalt übergossen, (der Kürbis muß reichlich bedeckt sein) eine Schieferischeibe darauf gelegt und zugebunden. Das Auflegen eines Ventels mit Senf dient besonders zum Erhalten.

= **Das Ferkelvieh im Kalender.** Eine Mitarbeiterin des „Wiessb. Frauenpiegel“ beantwortet die Fragen „In welchen Monaten ist das Geflügel am besten und wie lange muß es vor dem Gebrauch geschlachtet werden?“ wie folgt: Truthähne (Buter, Schrutten) sind am besten vom Juli bis September, Gänse von Mitte Oktober bis Mitte Januar, Kapauue in den Wintermonaten, Hühner in der Zeit, wo sie nicht legen, übrigens gebraucht man sie das ganze Jahr hindurch, Hähnchen (Küken), wenn man sie haben kann. Nach der Art des Geflügels muß dasselbe einen oder mehrere Tage vor dem Gebrauche geschlachtet werden: Junge Hühner, Hähnchen und Tauben am Abend vorher, alte Hühner, Kapauue und Enten einen Tag und zwei Nächte: Buter zwei und Gänse drei Tage vor dem Gebrauche; doch können die beiden letzteren bei trockener, kalter Witterung an einem luftigen Orte wohl 8 bis 14 Tage geschlachtet hängen. Sollte man genötigt sein, junge Hähnchen und Tauben rasch gebrauchen zu müssen, so werden diese dadurch zart, daß sie sofort nach dem Abschachten, also ganz warm, gepflückt, ausgeweidet, mit warmem Wasser sauber gewaschen und augenblicklich, also noch warm, aufs Feuer gebracht werden.

Das Weib im Orient.

(Sprichwörter.)

Weibertränen sind billig, das Weiberlachen tut wohl.

*

Was ein Huhn ausscharrt, können neun Hähne nicht ebnen.

*

In Frauenarmen muß die Gelehrsamkeit ersticken.

*

Prüfe den Saum, ehe du Leinwand kaufst, und die Mutter, ehe du die Tochter freist.

*

Ehe du nicht mit einem Weibe eine Kamellast Salz gegessen, kennst du sie nicht.

*

Wenn eine schöne Zähne hat, findet sie alles lächerlich.

*

Schöne Frauen sind eine Woche gut, gute Frauen ihr Leben lang schön.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeiger
Konrad Leybold in Wiesbaden.

Wiesbadener Frauenspiegel.

□ □ □ □ □ Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Andre Zeiten — andre Frauen.

Von Marianno Tama von Waldkampff.

Alles in der Welt ist in beständiger Umwandlung begriffen, strebt der Vollkommenheit zu. Das, was noch vor zwei, drei Dezennien die einzig richtige Form war, erscheint heute veraltet, der Anforderungen der Jetztzeit nicht mehr entsprechend und verlangt nach Umgestaltung. Ganz ungerecht wäre es also, solches Streben nach Aenderung auf das Konto der Mode schreiben zu wollen, wie dies noch immer zuweilen gedankenlos geschieht. Hätte die Menschheit stets an den Lebensformen ihrer Voreltern festhalten wollen, wir ständen heute noch in den Zuständen tierähnlicher Barbarei. Alles eilt vorwärts, wer unflug genug ist, nicht mitzuwollen, wird überholt und zu Boden gestoen.

So ist denn auch eine Wandlung in Bezug auf das Frauenideal eingetreten. Unseren Großmüttern erschien als anstrengenswertes Vorbild das sorgsam gehütete, vom rauhen Hauch des wirklichen Lebens gänzlich unberührte Mädchen. Küche und Haushalt waren ihr einziger Wirkungskreis, zu denen sich in der Ehe die Kinderstube dazu gesellte. Und die Verhältnisse rechtfertigten damals diese Anschauungen. Meist folgte dies sorgsam behütete Mädchen schon in sehr jungen Jahren einem, wenn auch nicht immer geliebten, so doch geachteten Manne in die Ehe, die Frau konnte häufig ihr ganzes Leben in einer Atmosphäre der Ruhe und Abgeschlossenheit, aber zugleich der behaglichen Ruhe und Geborgenheit verbringen.

Doch die Zeiten haben sich gewaltig geändert! Einerseits würde der Mehrzahl der heutigen Mädchen ein so beschaulich-weltfernes Hindämmern garnicht behagen. Sie wollen nicht mehr, wie einst, ohne Liebe, ohne selbst auf Kosten einer bestehenden anderen Herzensneigung, dem vom Vater angenommenen Freier ohne Widerrede die Hand reichen, sie wollen auch nicht bloß ins Haus verbannt sein. Andererseits könnten unsere Mädchen es den Großmüttern nicht mehr gleichtun, wenn sie's auch wollten! Denn der Konkurrenzkampf auf allen Gebieten, die Ueberfüllung der Berufe, die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse machen dem Manne das Heiraten immer schwerer und lassen es ihm oft wünschenswert, ja notwendig erscheinen, eine vermögende Frau zu nehmen.

Allerdings sollten auch die Männer bedenken, daß durchaus nicht immer die reichere Frau auch vom rein ökonomischen Standpunkt aus tatsächlich die bessere Partie ist; denn Vermögen ohne Tüchtigkeit und wirtschaftlichen Sinn ist oft von kurzer Dauer! Wie die Dinge heute liegen, tritt an unsere Mädchen die Notwendigkeit heran, selbständig den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen, um ohne Sorgen in eine ungewisse Zukunft sehen zu können. Wird das Mädchen das erhoffte Existenzminimum finden? Und wenn es ihr auch vergönnt wird, wer kann voraussagen, ob sie nicht als Witwe für unmündige Kinder, als Ehefrau für den kranken, arbeitsunfähig gewordenen Mann, für die ganze Familie sorgen müssen?

Diese Notwendigkeit einzusehen ist nicht nur eine Pflicht unserer Mädchen gegen sich selbst, sondern auch die der Eltern gegen ihre Töchter, die manchmal in eigensinnigem Festhalten am Ueberlieferten, den Forderungen der Jetztzeit Aug und Ohr verschließen. Gleich den Knaben soll auch jedem Mädchen eine berufliche Ausbildung zuteil werden, auch den vermögenden, denn fortunas Günst ist wandelbar und nur ernstes Streben kann zur Tüchtigkeit erziehen. Viele Berufszweige stehen heute schon den Mädchen offen und die im Interesse der Frauenwohlfaht arbeitenden Vereine sind gern bereit, den Ratbedürftigen an die Hand zu gehen.

Zugleich ist zu bedenken, daß mit der bloßen Berufsausbildung den Mädchen nur einseitig gedient ist, denn auch Ehe- und Mutterschaft brauchen ihre Vorbereitung. Unerfahrenheit führt hier oft zum Unglück der Familie, denn meist heiratet ein Berufsmädchen einen erwerbenden, viel seltener einen vermögenden Mann und muß mit Wenigem hauszuhalten ver-

stehen. Jedes Mädchen soll also neben der Berufsausbildung auch eine hauswirtschaftliche genossen haben, um beiden Anforderungen, die ja manchmal auf einmal auf sie einstürmen, gerecht zu werden. Die heutigen Zeiten verlangen daher eine Vielseitigkeit und Leistungsfähigkeit von der Frau, von der sich unsere Ahnen nichts träumen ließen und darum wäre es Verleumdung, ja größtes Unheil, wollte man für das heutige Geschlecht das Ideal vergangener Generationen noch fernhin aufstellen.

Frauen von heute.

— **Cheturje.** Zur Frage der Cheturje werden günstige Erfahrungen aus der sächsischen Stadt Chemnitz berichtet. Schon seit 1902 bestehen die von Pastor Franke ins Leben gerufenen Abendkochkurse für erwerbstätige Frauen. Seit 1907 hat die Stadt die Kosten für die Einrichtung übernommen. Sie stellt ihr eine Schulküche, Heizung, Beleuchtung und eine besoldete Haushaltungslehrerin zur Verfügung. Die Kurse haben sich so gut bewährt, daß noch ein weiterer Abendkochkurs an einem anderen Stadtteile errichtet werden mußte. Die Teilnahme kostete 20 A pro Abend, wofür aber das zubereitete Essen geliefert wird. Im Anschluß an die Kochkurse bestehen weiterhin Flied- und Nähkurse. Die meisten Teilnehmerinnen stehen im Alter von 20–30 Jahren, 10 Proz. sind verheiratete Frauen. Dem Berufe nach sind die Schülerinnen Arbeiterinnen, Dienstmädchen, Näherinnen und Schneiderinnen, Konfektionistinnen und Verkäuferinnen.

— **Gesundheitsatteste zur Eingehung der Ehe** werden von den norwegischen Frauen beim Storting gefordert. Schon jetzt werden geschlechtskranke Personen in Norwegen dazu gehalten, einen Kevers zu unterschreiben, nachdem sie sich dazu verpflichtet, vor vollständig erreichter Heilung keine Ehe einzugehen; aber es gibt bisher noch keine gesicherte Mittel, um eine Nichteinhaltung der Zusage zu bestrafen. Nunmehr soll durch die obligate Gesundheitsbescheinigung hier Sicherheit gegeben werden.

— **Aus der spanischen Frauenbewegung.** Obgleich im allgemeinen die spanischen Frauen weit davon entfernt sind, die Selbstständigkeit, die Bildung, die Freiheit der Frauen in nördlichen Ländern zu besitzen, obgleich die Frauenbewegung, verglichen mit anderen Staaten, noch in den Kinderschuhen steckt, hat Spanien dennoch eine Bewegung für die politische Befreiung der Frau. Lehrerinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen haben im verflossenen Winter eine Petition für Frauenstimmrecht an das Parlament gesandt. Ein bekannter Sprecher der republikanischen Partei, der Abgeordnete Senor Vin Ariuaga, verlangte im Frühjahr 1908 in der Kammer, daß bei der Reform des Gemeindevahlrechts alle erwachsenen und selbständigen, unverheirateten oder verwitweten Frauen ebenso wie die Männer das Wahlrecht erhalten sollten. Dieses Amendement wurde mit 65 gegen 35 Stimmen abgelehnt und zwar befanden sich unter den Gegnern reaktionäre, teils aber auch fortschrittliche, die befürchteten, daß die Verleihung politischer Rechte an die Frauen nur der Merikalen Partei zu Gute kommen würde. Hingegen war, wie Mercedes Sarda in *Ins Suffragii* schreibt, der Senat in seiner Mehrheit ohne weiteres für uneingeschränktes Frauenstimmrecht, denn er setzt sich vorwiegend aus Männern zusammen, die dem Frauenstimmrecht günstig gesinnt sind.

— **Kommunaler Mutterschutz.** Die Petition, die der deutsche Bund für Mutterschutz an eine Reihe von Städten gerichtet hat, und in der städtische Fürsorge für unehelich Schwangere unter Zugiehung von Frauen erbeten wurde, hat in vielen Städten eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Neuerdings haben die Stadtverordneten-Versammlungen von Danzig und Magdeburg, sowie auch von Reutlingen, das gesamte Material dem Magistrat zur näheren Erwägung überwiesen. Ebenso

Und die Beine flogen, und der Gardestern insonderheit warf seine Beine in die Höhe, so hoch er nur irgend konnte. Uebertrieben gut war das Verhältnis zwischen ihm und seinem Hauptmann nie gewesen, aber seit dem letzten Konzert war es noch schlechter als sonst; er konnte dem Vorgesetzten gar nichts recht machen, es gelang ihm nie, seine Sache so gut zu machen, daß er Lob erntete. Ihn persönlich ließ das allerdings ganz kalt, denn wie immer tröstete er sich damit, daß seine Stunde doch noch kommen würde, aber einem direkten Befehl mußte er dennoch nachkommen, auch wenn der Befehl nach seiner Ansicht Unsinn war. So wirkte er jetzt mit seinen Beinen in der Luft herum und schleuderte sie so hoch von sich, wie er nur irgend konnte.

„Nicht zu hoch, Herr Leutnant von Stern, nicht zu hoch die Beine,“ erklang die Stimme des Vorgesetzten.

„Na ja also,“ dachte der Gardestern, „da haben wir's ja. Erst war's nicht hoch genug, nun es ist wieder zu hoch, und nach fünf Minuten wird es wieder heißen: „Höher die Beine“. Mir soll's recht sein, ich bin vor den höchsten Fürstlichkeiten im Parademarsch vorbeimarschirt, ohne jemals getadelt zu werden. Aber hier sind meine Leistungen natürlich auch in dieser Hinsicht nichts wert. Na, es wird alles schon werden.“

Die einzige Kompagnie, zu der der Herr Oberst überhaupt nicht hincritt, die heute für ihn überhaupt gar nicht zu existieren schien, war die königliche fünfte, und vergabens sah Hauptmann von Schuden sich ein paarmal nach seinem Kommandeur um. Die Kompagnie hatte heute entschieden nicht ihren guten Tag, der Tritt rauschte, die Richtung konnte viel, viel besser sein, und als er jetzt einen Sturmangriff machen ließ und das Kommando: „Zum Sturm, Gewehr rechts!“ abgab, kamen die Gewehre so schlapp herunter, daß es eigentlich ein Skandal war.

Aber der Oberst kam trotzdem nicht, und gesehen haben mußte er den Griff.

Und der Kommandeur hatte ihn auch gesehen, aber trotzdem kam kein Wort des Tadel's über seine Lippen, ja, als die Kompagnie nun im Sturmschritt dicht in seine Nähe kam, rief er sogar ganz laut: „Gut, Herr Hauptmann, sehr gut.“

Hauptmann von Schuden salutirte mit dem Degen, aber er konnte sich dieses Lob ebensowenig erklären, wie den bisher unterbliebenen Tadel. „Was hat der Oberst nur?“ fragte er sich. „Ist sein Benehmen gegen mich Absicht oder Zufall?“

Und es schien wirklich Absicht zu sein, denn die fünfte Kompagnie blieb den ganzen Vormittag die beste, und als zum Schluß des Exerzirens der Herr Oberst die Kompagnien im Parademarsch an sich vorbeimarschieren ließ, erntete die fünfte wieder die höchste Anerkennung. Und auf dem Rückweg zur Kaserne ritt plötzlich der Herr Oberst an Herrn von Schuden heran, reichte ihm die Hand, sprach ein paar freundliche Worte mit ihm, gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß seine Frau sich so schnell ganz wieder erholt habe, und ritt dann davon, nachdem er noch gebeten hatte, ihn zu Haus seiner Frau zu empfehlen.

Hauptmann von Schuden war kein Streber, dazu war er eine viel zu freie, offene Natur, die sich schon in seinem ganzen Wesen, in seinem frischen Gesicht ausdrückte, trotzdem aber freute ihn das Lob, das der Vorgesetzte ihm gespendet hatte, und die Anteilnahme, die er an dem Wohlergehen seiner kleinen Frau nahm. Seine Frau liebte er über alles, und er war jedem zugetan, der gegen seine Frau freundlich war. So kam er in der fröhlichsten Stimmung nach Haus, aber dort harter seine eine große Ueberraschung. Anstatt seine kleine Frau, wie er es so liebte, im Kreis der Kinder vorzufinden, lag sie in ihrem Schlafzimmer auf dem Bett und weinte die bittersten Tränen. Besorgt trat er an sie heran: „Bist du nicht wohl, Hedwig? Soll ich zum Arzt schicken?“

„Nein, nein,“ schluchzte sie, „laß nur, mir fehlt nichts.“

„Aber was hast du denn?“ fragte er. „Hat die Strauß

dich wieder geärgert? Errege dich doch nicht darüber, in der nächsten Woche geht sie ja doch fort.“

„Das ist es ja doch alles nicht,“ sagte sie, während er sich über sie gebeugt hatte und nun ihre Tränen zu trocknen versuchte.

Trotz ihres Sträubens hob er sie zu sich empor und schlang seine Arme um ihren Hals. „Na, was ist es denn?“ fragte er mit zärtlicher Stimme. „Gast du nur deshalb so schöne Augen, damit du sie immer mit deinen Tränen nehen sollst? Arme kleine Frau, ich möchte wohl, ich könnte es dir manchmal anders geben, — na, vielleicht erbarmt sich bei einer Lotterie doch noch einmal ein Waisenknaube unserer und schüttet uns sein goldenes Füllhorn in den Schoß. Nun aber sagt, was gibt es?“

„Denk' dir nur,“ sagte sie, ihrem Gatten zuliebe die Tränen niederkämpfend, „denk' dir nur, Fritz, die Frau Oberst gibt heute nachmittag einen Kaffee.“

„Und da weißt du natürlich nicht, was du anziehen sollst, weil du deine Garderobe noch nicht wieder in Ordnung hast,“ sagte er halb ernsthaft, halb scherzend. „Das ist allerdings sehr traurig, aber es ist doch immer noch kein Grund, so zu weinen. Wenn wir gemeinsamen diesen schwierigen Punkt beraten, werden wir schon etwas finden.“

Während er sie zu trösten und zu beruhigen versuchte, sah sie, von seinen Armen gestützt, aufrecht im Bett, und nagte mit ihren Zähnen erregt an ihrem Taschentuch.

„Wenn es weiter nichts wäre,“ sagte sie endlich, „dann würde ich sicher keine einzige Träne vergossen haben. Der schwarze Rock mit der seidenen roten Bluse, die du mir neulich geschenkt hast, ginge sehr, sehr gut, du sagst ja immer, das stünde mir am besten von allen meinen Kleidern.“

„Tut es auch,“ stimmte er ihr bei, „warum willst du es denn heute nicht anziehen?“

Ihre Augen füllten sich von neuem mit Tränen: „Aber ich bin doch gar nicht eingeladen,“ schluchzte sie endlich.

„Hedwig, Mädel, sei doch vernünftig,“ bat er, „ich verstehe dich gar nicht, wie kannst du nur darüber weinen, freue dich doch lieber. Ich habe heute nachmittag keinen Dienst, da machen wir einen schönen Spaziergang, und die beiden ältesten Jungens können uns begleiten. Das ist doch viel, viel schöner, als bei der Frau Oberst Kaffee trinken.“

„Das schon, das schon,“ stimmte ihm Frau Hedwig bei, „aber sie hat alle Damen eingeladen, alle, alle, nur mich nicht.“

„Das ist allerdings sonderbar,“ erwiderte er, aber dann setzte er gleich hinzu: „Sie wird noch nicht wissen, daß du schon wieder ausgehst.“

„Doch weiß sie das,“ sagte Frau Hedwig, „ich bin ja schon bei ihr gewesen, um ihr für ihren Krankenbesuch zu danken. Nein, die Sache liegt ganz anders, sie hat mich absichtlich nicht eingeladen.“

Er sah sie verständnislos an: „Aber Hedwig, wie kommst du nur darauf? Was sollte Frau von Bothmer wohl gegen dich haben? Noch vor einer Stunde hat der Oberst sich so angelegentlich nach dir erkundigt, daß seine Anteilnahme mich herzlich erfreute, und nun sagst du, daß seine Frau dich absichtlich nicht eingeladen hat. Wie kannst du nur so mißtrauisch sein?“

„Ich bin gar nicht mißtrauisch,“ fuhr seine Frau mit einer ihm an ihr ganz fremden Festigkeit auf, „ich weiß ganz genau, was ich sage, und es ist so, wie ich sage. Vorhin war Frau von Bernstein bei mir; die hat ja eine spitze Zunge und ist ja glücklich, wenn sie einem Menschen etwas Unfreundliches sagen kann. Und die war nur gekommen, um mir, wie sie sich ausdrückte, schonend beizubringen, daß die Frau Oberst mich absichtlich nicht eingeladen hat, weil Luise immer noch bei uns im Hause ist. Frau von Bothmer hat öffentlich erklärt, von einem gesellschaftlichen Verkehr könne erst dann wieder die Rede sein, wenn ich Luise entlassen hätte. Daß ich das noch nicht getan, ihre Bitte, die sie in dieser Hinsicht an mich gerichtet, noch nicht erfüllt hätte, nehme sie als persönliche Beleidigung.“ (Fortf. folgt.)